

Der Schmerz

Autor(en): **Frei, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 16

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

□ □ Der Schmerz. □ □

Don Hans Frei.

Als ich ein Knabe war, da streifte ich durch Feld und Wald. Ich freute mich an den ziehenden Wolken, an den Lichtreflexen, die die Sonne auf dem Moos des Waldes malte, an der leise summenden Musik in den Tannenwipfeln, wenn der Abendwind darüber strich.

Eines Abends wurde ich auf der Alpweide von einem heftigen Gewitter überrascht. Mit Not konnte ich noch das schützende Dach eines Heuschobers erreichen. Von da aus sah ich dem Aufruhr zu, der sich zischend und grollend entlud. In den Tannenwald vor mir fuhren trachend die Blitze, die Erde zitterte und dröhnte unter meinen Füßen. Ich aber stand furchtlos, ich fühlte eine tiefe Befriedigung in mir, eine Saite meiner Seele stimmte mit ein in das Chaos.

In jenem Abend lernte ich die Sprache der Natur verstehen.

Als ich 15 Jahre alt war, mußte ich in die Stadt zur Schule gehen. Mir war damals recht unbehaglich zu Mute. Ich vermied den frischen Bergwind und litt erbärmlich an Heimweh.

Aber eines Abends nahmen mich ältere Kameraden mit ins Theater. Es wurde Lohengrin gegeben. Ich weiß heute nicht mehr, ob es eine gute oder eine schlechte Aufführung war, ich weiß nur noch, daß mir dabei heiß und kalt wurde, daß die Freunde auf dem Heimweg über mich lachten, weil ich ganz konfuse Antworten gab und daß ich die folgende Nacht wach lag, die Seele von nie gekannten, seligen Schauern erfüllt.

Damals lernte ich die Sprache der Kunst verstehen.

Ich lernte in der Folge noch manche Sprache kennen. Nicht jede drängte sich mir von selbst auf. In der Wissenschaft z. B. wühlte ich jahrelang, ehe ich mich nur in den Anfangsgründen zurecht fand. Vollständig erlernte ich ihre Sprache nie, ihre letzten Schlüsse blieben mir zeitlebens unverständlich.

Da geschah es, daß ich an der Grenze des Jünglingsalters erkrankte. Viele Wochen lag ich besinnungslos. Ich sah nicht, wie der Lenz das Tal mit Blüten erfüllte, noch nicht den Geruch des reifen Grases, den der Wind durch das offene Kammerfenster wehte, hörte nicht das Herdengekläute, das von den Alpweiden widerhallte.

Erst als der rauhe Wind die letzten dünnen Blätter über Stoppelfelder fegte, erwachte ich aus meinen Fieberträumen. Der Bann der Krankheit war nun gebrochen, ich genas langsam, begann wieder zu arbeiten, zu lieben und zu hassen.

Aber es war doch nicht alles wie früher. Ich hatte seit

jener Zeit einen beständigen Begleiter, einen eigentümlichen, dumpfen, bohrenden körperlichen Schmerz, der mich nie mehr verließ. Natürlich lief ich am Anfang von Arzt zu Arzt, dann als ich sah, daß mir keiner den unheimlichen Gast verschrecken konnte, faßte mich Verzweiflung. Wochenlang trug ich mich sogar mit düstern Selbstmordgedanken. Aber schließlich siegte doch die gesunde Jugend über diese Zustände. Ich gewöhnte mich leidlich an den Schmerz, aber ich haßte ihn und schwur ihm ewige Feindschaft.

Da brach ein furchtbarer Krieg aus. Wie reißende Tiere fuhren die Völker aufeinander. Im wilden Fieber pochte der Pulsschlag der Zeit. Seufzer und Wehklagen zogen durch die Länder und die Luft ward erfüllt von Blutgeruch.

Noch blieb mein Vaterland verschont, aber seine Söhne zogen hinaus, die Grenze zu schützen. In Wind und Wetter hielten sie Wacht.

Und es kam eine schlimme Zeit für mich. Von meinen Kameraden draußen zogen meine Gedanken hin zu denen, die kämpfend in den Schützengräben lagen, deren Kleider starften von Schmutz und Blut, deren Lungen den Pulverdampf atmeten, deren überreizte, überwachte Sinne nur den Lärm der Schlachten, das Geschrei der Verwundeten vernahmen.

Es kam die Zeit, da das saubere weiße Linnen des nächtlichen Lagers mich quälte, der Teppich unter meinen Füßen brannte, wo ich mir wie ein Verbrecher vorkam, wenn ich mich an den gedeckten Tisch setzte.

Und eines Nachts lag ich wach und starnte in die Dunkelheit und die Schrecknisse der Zeit erhitzten mein Gehirn und machten mein Blut kochen.

Da trat der Schmerz an mein Lager, der treue Begleiter meiner Tage und Gesellschafter all' meiner schlaflosen Nächte. Und seine Züge erschienen mir verändert, so daß ich ihn erst gar nicht erkannte. Seit Monaten hatte ich nie an ihn gedacht, ihn kaum beachtet. Und merkwürdigerweise erschien er mir nicht roh und häßlich wie sonst, wie ein Freund faßte er meine Hand.

Und er begann plötzlich zu sprechen, leise und freundlich, wie man zu einem kranken Kinde spricht. Milde Worte sprach er zu mir. Von der großen Zeit, die von jedem ein Opfer fordere, vom glänzenden und vom schlichten Heldentum, von den bitteren Tränen, die niemand sieht und vom manchen stillen bravem Sterben auf feuchter Ackererde; vom Kommen und Gehen der Völker und der Nichtigkeit des Einzelschicksals.

In jener Nacht lernte ich auch die Sprache des Schmerzes verstehen.

„Komm, wir wollen sterben gehn!“

Don Gerhart Hauptmann.

Komm, wir wollen sterben gehn
In das Feld, wo Rösse stampfen,
Wo die Donnerbüchsen stehn
Und sich tote Säufte krampfen.

Lebe wohl, mein junges Weib,
Und du Säugling in der Wiegen!
Denn ich darf, mit trägem Leib,
Nicht daheim bei euch verliegen.

Diesen Leib, den halt' ich hin
Klitenkugeln und Granaten:
Eh ich nicht durchlöchert bin,
Kann der Feldzug nicht geraten.

Komm, mein lieber Kamerad,
Daß wir beide, gleich und gleiche,
Heut in Reih und Glied Soldat,
Morgen liegen Leich an Leiche.

Bleibe still, mein Vaterland,
Seinetwegen, meinerwegen,
Wenn ins blutige Ackerland
Wir uns blutend niederlegen.

Müssen wir zu frühe fort —
Nun, gehab dich wohl und blühe!
Gute Nacht, sei unser Wort:
Gute Nacht, auf morgen frühe!